



## • Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 45.

Wiesbaden, den 25. Juli 1916.

5. Jahrgang.

### Inhaltsangabe:

„Die armen Engländerinnen,“ von Hedwig v. Puttkamer. — „Der Kulliftenkold,“ von J. Graf Romano. — „Gerechtigkeit,“ von M. Holzer. — „Vor dem Weltkrieg,“ von H. Krämer. — „Heitere Gde.“

### Zum Geleite.

Man kann die Welt nie von genug Seiten ergreifen, und es ist schlimm, wenn der Mensch in dem ewigen Einerlei verfaßt und immer nur über dem brüht, was er seit Jahren getan hat.

Wilhelm von Humboldt.

## Die armen Engländerinnen.

Von Hedwig von Puttkamer.

Wir Frauen in Deutschland sind ernstlich davon durchdrungen, daß der Krieg mit seinen Begleiterscheinungen als schwere Last auf unsern Schultern liegt. Aber, wenn man dem „Journal des Débats“ darin folgt und trauen darf, haben es die Engländerinnen viel schlimmer als wir. In Deutschland hat sich während des Krieges die Stellung der Frau noch mehr gehoben, und der Mann begegnet ihr mit erhöhter Achtung und Anerkennung. In England schien sich zur Zeit, da das Heiratsfieber die britischen Männer packte und sie aus Furcht vor der Wehrpflicht rettungslos in die lieben geöffneten Arme der heiratslustigen Weiblichkeit trieb, eine ähnliche Steigerung in der Bewertung der Frau vorzubereiten. Das ist ein schnell zerstörter, holder Wahn gewesen! Das französische Blatt meldet von einer allgemeinen, stürmischen Entrüstung, die weite Frauentreise erfüllt, es berichtet mit echt Pariser Zynismus, daß täglich Hunderte von Protesten, Beschwerden und Gesuchen bei der Regierung eingehen, in denen das zarte Geschlecht sich in durchaus nicht immer zarten Wendungen dagegen wehrt, daß ihm von Regierungswegen sozusagen ein Stempel aufgedrückt wird: Du bist alt! Denn — und damit haben wir des Pudels Kern — die Regierung hat zur allgemeinen Kenntnis gebracht: Frauen, die das 40. Lebensjahr überschritten haben, sind als nicht mehr im Vollbesitz ihrer Lebenskraft anzusehen und daher in industriellen Kriegsbetrieben nicht anzustellen. Einzelne Banken haben die Grenze sogar noch tiefer gezogen.

Da ja nur die arbeitende Frauenwelt von dieser Maßnahme betroffen wird, hat die Sache unleugbar ihre sozial folgenreiche und ernste Seite, das Zeitungsblatt des verständnisvoll grinsenden Ententebruders stellt sie aber so dar, daß man annehmen kann, die gesamte englische Weiblichkeit sei mit dem Regierungserlaß der fürchterlichen Scheidungszahl 40 rettungslos verfallen!

Es gibt ja doch heutzutage gar keine „alten Frauen“ mehr! Wie kann eine Regierung nur so ungalant sein, das

einfach mit einem Federstrich unzustößen, was die Frauen sich so mühsam und sorgfältig aufgebaut haben, das lustige Schloß unverwundlicher Jugend! Früher, ja, da war es ganz etwas anderes! Da überlegte die Frau, sobald die Kinder nur etwas herangewachsen waren, ob sie auch noch diese oder jene lebhafteste Farbe tragen dürfte, schließlich blieb sie mit 30 Jahren schon an lila und silbergrau oder braun hängen, und das Kapottbüchchen mit dem Bindeband unter den Kinn erhöhte den mütterlich-behåbigen Eindruck der nicht durch Massage oder Sport schlank erhaltenen Figur. Wenn dann die Tochter eingeseget wurde, glitt die Mutter unmerklich und ohne viel Wesens von sich zu machen in das frühe Altsein hinüber — die 40 war ihr keine Grenze, nur eine Stufe auf ihrer Lebensbahn, die selten noch eine Steigerung aufwies. In England war das Altsein von jeher nicht etwas so Selbstverständliches wie bei uns. Die englischen jungen Mädchen werden von der Eitelkeit der Mütter viel länger im Backfischalter festgehalten. Als ich in Wales war, liefen drei der Haustöchter — es waren ihrer neun, die Gott sei Dank nicht alle zu Hause waren! — trotz 20, 19 und 17 Jahren noch in völlig kurzen Kleidern und mit offenem Haar herum und brachten bei späterem Besuch auf unserem Gut in der Mark durch diese Tracht die Herren in Verlegenheit, die nie wußten, ob sie Kinder oder Damen vor sich hatten. Die englischen Mädchen heiraten auch viel später als die deutschen, ohne das Gefühl als etwa Dreißigjährige zu haben: Gottlob, ich bin versorgt, wie es bei uns, wenn auch nach außen abgeleugnet, manches åltliche Mädchen wohl empfindet. Sie verblühen auch meist weniger schnell, da die Erziehung ja viel mehr Wert auf körperliche als auf geistige Entwicklung legt — um so begreiflicher erscheint daher die Empörung der Engländerinnen über die Bestimmung der Regierung: Die Frau von 40 Jahren ist alt!

König Eduard, dem Frauenfreund, erzähl man nach, daß er, um sein Urteil über eine Frau befragt, kurz ant-

wortete: „Well, she is hat and forty!“ Damit war sie für ihn erledigt. Also auch ihm hinterließ die 40 bei einer Frau einen bitteren Nachgeschmack, und der ganze Ehrgeiz der englischen Schönen gipfelt in dem Wunsch, vom König Galantuomo nicht für „on the wrong side of forty“ (auf der falschen Seite der Vierzig) angesehen zu werden. Das leichtsinnige Wort aus einem bekannten Lustspiel, gesprochen von einem Weibchen, das seinen stürmischen Liebhaber vertröstet: „Sechzig Jahre werde ich wieder, den Geburtstag feiern wir: aber Vierzig! Das werde ich nie!“ ist ihnen allmählich Richtschnur geworden — und — seien wir nur ehrlich, viel anders ist es bei uns auch nicht gerade. Seit Karin Mihalits den „Typ der Frau von vierzig Jahren“ schuf und das Schlagwort vom „gefährlichen Alter“ prägte, traten die Männer der Frau dieses Jahrgangs mit einer gewissen gerüsteten Spannung gegenüber, die mit Angriff und Abwehr ebenso rechnet, wie mit Sieg und Niederlage, und das wirkliche „junge Mädchen“ läuft in der Gesellschaft manchesmal Gefahr, neben der reifen Frau unbeachtet beiseite stehen zu müssen. Diese Bevorzugung trat im englischen, und noch mehr im französischen Gesellschaftsleben, allezeit viel krasser in Erscheinung als in Deutschland, und das „Journal des Débats“ schildert denn auch mit großer Breite die Empörung der Frauen, die plötzlich so offensichtlich hinter die jungen Mädchen rangiert werden, nur, weil sie älter sind! Es ist wirklich hart, sie können doch nichts dafür, daß sich Fältchen und Linien zeigen, die das Leben mit scharfem Griffel in die Gesichter gräbt. Ninon de Lenclos, die bekannte Lebens- und Liebeskünstlerin, von der ein Zeitgenosse sagte, daß sich die Liebe noch in den Runzeln ihrer Stirn versteckt gehalten habe, sprach einmal das echt weibliche Wort: „Hätte ich mich mit dem Schöpfer beraten dürfen, als er das Menschengeschlecht schuf, so würde ich ihn gebeten haben, die Runzeln unterhalb der Ferse anzubringen!“ Also nirgend, denn das niedliche Neckverschen zwischen Weinbeere und Rosine:

Rosinchen, du bist schrumpelig!  
Schadet nichts, mein Kind!  
Süßer sind Rosinchen,  
Wenn sie schrumpelig sind!“

ist auf Frauen angewandt, doch nur ein schlechter Trost. Ueberhaupt, wenn man auch, mit dem ententebrüderlichen Blatt für diesmal vereint, über die armen, geplagten Engländerinnen zu spotten geneigt ist, im Grunde kann ich als Frau, die auch schon — ich will es nur verraten — „on the wrong side of forty“ steht, den Frauen ein gewisses Mitgefühl nicht versagen.

Ich sehe in dieser ganzen Plauderei — das sei betont, um Mißdeutungen vorzubeugen — immer von der ernsthaften sozialen Seite ab, die für die arbeitende Frau bei der Sache in Frage kommt, und bleibe absichtlich an der Oberfläche der Dinge und der Masse. Also wie gesagt, ich fühle mit ihnen! Mit Anmut alt werden, ist heute, wo selbst die Großmütter kurze Röckchen und schiefe Hütlchen tragen, noch viel schwerer, als je! Und schließlich, es sind doch am Ende mehr unsere lebenswürdigen Fehler, mit denen wir die Herzen erobern, als unsere großen Tugenden. Die letzteren kommen mir vor wie Goldstücke, die man nach einigem Ueberlegen ausgibt, während anmutige Schwächen der Scheidemünze gleichen, die wir ohne Besinnen im Umlauf sehen. Von solchen Gesichtspunkten betrachtet, erscheint auch uns die Empörung der — armen! Engländerinnen nicht ganz unberechtigt. Vielleicht tröstet sie das französische Wortspiel vom Unterschied des Alters beim Manne und bei der Frau: Page de son corps, la femme de son coeur — und das Alter des Herzens setzt entschieden eine längere Jugendfrische voraus, als das Alter das Körpers unbedingt erfordert.



## Der Kuliffenkobold.

Bühnenplauderei von J. Graf Komtano.

Es wohnt ein Teufelchen im Sezfaßen, das allerlei Streiche vollführt und auf dessen Konto die bösen Druckfehler kommen; auch gibt es einen Kobold des schlimmen Zufalls, der uns im Alltagsleben neckt und überrascht; das allerboshafteste Geisteschen aber haust hinter den Kulissen! Es tritt gerade dann hervor, wenn man es am wenigsten brauchen kann, — in hochtragischen Momenten. Unsichtbar hoßt es irgendwo auf der Bühne und sieht mit hämischem Grinsen zu, wie die Schauspieler sich im Schweisse ihres Angesichts mühen, das „tausendköpfige Ungeheuer Publikum“ zu erwärmen und mit sich zu reißen; endlich ist es gelungen, der Kontakt mit den Zuhörern hergestellt, schwül und schwer legt sich die ernste Stimmung über den Zuschauerraum, die Herzen pochen, die Augen beginnen sich zu feuchten, — da huscht das Geisteschen fichernd hervor, verübt irgend einen Schabernack, stellt hier einem Darsteller ein Bein, verwirrt den andern in seiner Rede, hemmt irgend etwas an der Maschinerie, hindert einen Schuß am Kosgehen und ruht als echter, schadenfroher Kobold nicht eher, als bis die ganze tragische Stimmung buchstäblich „beim Teufel“ und das Meer des Mitleids verwandelt ist in ein brausendes Meer des Gelächters!

Wir sind im dritten Akt von „Wallensteins Tod“. Es ist, als höre man den Flügelschlag der Geschickte rauschen und das eherne Schreiten eines unerbittlichen Geschides! Düster steht der von fast allen verlassene Feldherr inmitten des Raumes. Mag und Thelka liegen sich zum letzten Abschied in den Armen. Im Hintergrund, wie eine blühende Mahnung, leuchten die Kirasse der „Pappenheimer“. Und nun klingt das herbe Wort an die Liebenden: „Scheidet!“ Langsam löst sich Mag aus der innigen Umschlingung der Geliebten und Thelka hebt das tränenvolle Antlitz zu ihm empor, — da — was läuft da für ein jähes Aufzucken durch den Zuschauerraum? Um Gotteswillen! Da klebt ja Magens Schnurrbart an Thelkas rosigem Mund! Ist der Held zu sehr in Hitze geraten, so daß die Befestigung sich löste, war der Abschiedstuß zu echt und innig, — genug, die Tierde des Mannes, nach Reitersart kühn gezwirbelt, prangt nun auf Thelkas Madonnenantlitz. Ein heiteres Murmeln, ein unterdrücktes Kichern, dann ein helles Auflachen auf der Galerie, — der eine Augenblick hat genügt, die ganze Tragik zu zerstören, und stürben jetzt zehn Wallensteine, das Publikum würde das innere Schmunzeln nicht mehr los.

Und nun die hochtragische Schlussszene in Shakespeares „Romeo und Julia“. Die schöne Veroneserin in der Gruft ihrer Väter in weißem Sterbegewande aufgebahrt. Ein ausstattungs-wütiger Regisseur hat große brennende Kandelaber um die Bahre gestellt und künstliche Bühnenblumen auf die „Leiche“ streuen lassen. Ist's nun der schwelende Rauch der Kerzen, ist's der fihelnde Staub einer alten Bühnenrose, — genug, die Darstellerin fühlt plötzlich den unbezwinglichen Drang, zu niesen. Verzweifelt sucht sie, sich zu beherrschen, und qualvoll durchzuckt ihr Gehirn die Ahnung einer unsterblichen Blamage. Da wirft sich Romeo über sie mit den Worten: „O mein Herz, mein Weib!“ und die äußere Erschütterung löst in dem gereizten Niesenorgan der „Verbliebenen“ ein, zwei, drei herzhaftes „Nieser“ aus! Wenn Niesen, wie man sagt, gesund ist, muß Romeo sich sofort über den Zustand seiner Gattin beruhigen. Das Publikum tut es auch, es raft und brüllt vor Lachen und der Vorhang muß fallen, weil niemand nach dieser Reichen-niesprobe mehr an einen ernsthaften Todesfall glauben kann.

Nun ein paar „Zwischenfälle“ auf der Opernbühne. Im „fliegenden Holländer“ gastiert der berühmte Kammerfänger P. in der Titelrolle. Majestätisch rauscht das Holländerschiff heran, an dessen Kiel unsichtbar der „Kuliffenkobold“ hoßt, und reißt aus Versehen die Landungsseile etwas auseinander. Da über diese „Felsen“ ein graugrüner Stoff gelegt ist, der den Boden markiert, so sieht niemand die Lücke, am wenigsten der Gast selbst, der von äußerster Kurzsichtigkeit und heute natürlich ohne Kneifer ist; in düsterer Hoheit ganz Seelengröße und Melancholie, tritt

er auf den Felsen und — verschwindet im nächsten Augenblick im Spalt bis an den Ellenbogen! Wie eine zappelnde Gledermaus hängt er in seinem dunklen Mantel zwischen Himmel und Erde und hält sich krampfhaft an den „Felsenrändern“ fest. Endlich gelingt es ihm, sich emporzuhanteln und den hoch-Applaus des Publikums für seine Bergsteigerleistung und seine Befreiung aus der „Gletscherpalte“ entgegenzunehmen.

Ein ähnliches Schicksal widerfuhr einem „Kohengrin“. Vom Schwan gezogen soll der Held bekanntlich in seiner schimmernden Rüstung wie ein Retter vom Himmel erscheinen. In diesem Falle rührte sich der Schwan trotz aller Anstrengungen nicht von seinem Platze; vermutlich hielt ihn der „Kulissenkobold“ an geheimem Faden fest. So mußte sich Kohengrin entschließen, um seinen Einsatz nicht zu versäumen, das „Wasser“ einfach zu durchwaten und sein Dank an den „lieben Schwan“ klang etwas unmotiviert, indes der böse Vogel eine gute Weile später langsam durch die Wellen dahergetänzelt kam und mit zierlich geneigtem Kopfe schadensfroh auf die Bühne herüberzublinzeln schien.

Unvergeßlich ist mir ein Abend in „Egmont“. Der schöne niederländische Held ist soeben in reicher spanischer Tracht zu seinem Klärchen gekommen; nun ruht er im Lehnstuhl in Liebchens traulichem Bürgerheim, verzückt lauert sein Mädchen ihm zu Füßen und lauscht seinen glühenden Beteuerungen, daß er trotz allen höfischen Glanzes nur im Arme der Liebe glücklich sei. „So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!“ ruft Klärchen in Hingebung zerschmelzend aus und sinkt ihrem Helden an die Brust. Schlussgruppe, Rührung im Zuschauer-raum, donnernder Applaus! Aber was ist das? Der Vorhang will nicht fallen! Verstohlen blinzelt das Liebespaar in die Höhe, — eine schwüle Pause entsteht. — Die verfluchte Gardine will und will nicht herunter! „Nochmals Umarmung!“ flüstert Egmont, um die Pause auszufüllen. Und ein zweites Mal sinkt ihm Klärchen ans Herz. Jetzt fangen schon einige zu lachen an; denn so hübsch es ist, eine zärtliche Gruppe zu sehen, ein in Permanenz erklärtes Liebespaar auf der Bühne wirkt immer komisch. Fieberhaft arbeiten die Theatermaschinen an dem tüdischen Vorhang. Da erhebt sich Egmont in tödlicher Verlegenheit und mit den hervorgefotterten Worten: „Komm, Klärchen, wir wollen einmal sehen, was die Mutter in der Küche macht!“ führt der hochgemute Held sein Mädchen unter großer Heiterkeit des Publikums etwas kleinlaut zur Türe hinaus. Der Vorhang aber hat die Gnade, zuerst halb und nach einer weiteren Pause dem nachschauenden Herrn Direktor ganz auf den Kopf zu fallen.

In verzweifelter Lage durch die Tücke des Bühnenkobolds befand sich auch einmal eine junge Tragödin in der „Jungfrau von Orleans“, und zwar in der Turmszene, letzter Akt. Die heldenmütige Johanna ist von den Engländern gefangen worden. Schwere Ketten umschließen ihren Leib. Im Hintergrund triumphiert die ruchlose Isabeau, kriegerischer Lärm erschallt aus der Ferne. Da fühlt die Darstellerin plötzlich, daß sich die untere Hälfte ihrer schwarzen Locken rückwärts in den Fesseln verhängen und verfangen hat; sie versucht, durch vorsichtige Kopfbewegungen das Haar loszubekommen vergebens! Jäh durchzuckt sie der Gedanke: „Wenn ich heftig anziehe, reiße ich mir die Perücke vom Kopf! Mich befreien und der Rolle gemäß hinausstürzen muß ich ja aber doch! Nur jetzt um Gotteswillen Geistesgegenwart! Fieberhaft jagen sich ihre Gedanken, man glaubt nicht, wie rasch das Gehirn in solchen Augenblicken arbeitet. Krampfhaft beginnt sie ihr Gebet: „Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not“ — das Publikum ahnt nicht, wie tief dies Flehen empfunden ist —, greift dabei mit beiden Händen nach rückwärts, als bäume sie sich gegen ihre Fesseln, und reißt mit gewaltigem Auf den unteren Schopf der Locken mitten durch und ab! Jetzt kann sie hinausstürzen! Die Zuschauer haben nichts bemerkt, im Gegenteil; sie sind entzückt von der realistischen Kraft dieser Szene. Nur die teuflische Isabeau schaut mit ironischem Grinsen auf die halbe Perücke nieder, die da an dem Bloß mit den Fesseln hängen geblieben ist.

Eine ganz besondere Bosheit entwickelt der Kulissenkobold in allen Schießszenen auf der Bühne; die Schüsse gehen entweder zu früh oder zu spät oder gar nicht los. Im „Hüttenbesitzer“ von Ohnet muß sich die schöne Claire in der Duellszene zwischen ihren Gatten und den einstigen Verlobten stürzen, mit ihrem eigenen Körper den verhängnisvollen Schuß von dem Ersteren abzuwehren suchen und dann wie leblos zu Boden sinken. „Eins — zwei — drei“ zählten die Sekundanten, mit lautem Aufschrei warf sich die junge Frau zwischen die Gegner und stürzte „verwundet“ zu Boden — ganz ohne Grund! Denn der Schuß war überhaupt nicht losgegangen! Es blieb dem Publikum überlassen, sich ihre Ohnmacht als Folge des Schreckens zu erklären. Schnell und ihre Heiterkeit mühen bekämpfend, versöhnten sich die Duellanten und der mitleidige Vorhang fiel.

Einmal hat der Bühnenkobold in heuchlerischem Mitleid auch einen „Giftmord“ verhindert. Es war in der „Hochzeit von Valen“; eine junge leidenschaftliche Zigeunerin wird einem alten reichen Wäfling angetraut; in der Hochzeitsnacht gießt sie Gift in ihren Champagner, um ihr Leben zu enden; ahnungslos greift der bezechte Gatte nach dem gefährlichen Trank und wirft sich aufs Sofa, seiner Gattin zuzutrinken. Da kracht das leichte Bühnensofa in der Mitte auseinander; klirrend entfällt der Giftpokal dem durch diese Katastrophe geretteten Ehemann — aber nun, was weiter? Der Alte muß im Interesse des Stüdes unbedingt aus der Welt geschafft werden! Er darf im nächsten Akte um keinen Preis mehr leben! Misch man ihm nun rasch ein neues Glas? Oder fingiert die geistesgegenwärtige Kanda einen Wutausbruch und erdolcht ihn? Ich überlasse es dem Leser, sich dieses Dilemma auszumalen.

Besonders riskant ist es immer, Tiere auf die Bühne zu bringen. Jedermann weiß, wie Pferde sich zu benehmen pflegen, wenn sie Kulissenluft atmen, und wie selbst das Götterroß Grane hiervon keine Ausnahme macht. Und doch verführt der Reiz, stolz auf die Bühne reiten zu können, manchen ehrgeizigen Darsteller immer wieder zu diesem Wagemut. So konnte einst ein „Geßler“ im „Teil“ der Versuchung nicht widerstehen, auf mächtigem Rappen in die „hohle Gasse“ zu traben. Hier warf sich ihm Armgard mit ihren Kindern in den Weg, aber o weh! Man hatte die Szene immer ohne das Pferd geprobt. Die Kleinen ergriffen vor dem Schnauben und Stampfen des aufgeregten Kulissengauls lautstehend die Flucht, eilten hinter die Bühne und setzten ihr Geheul hier fort; die Heiterkeit des Publikums erhöhte sich durch das nicht seltene Extempore des Pferdes, das gerade beim rührendsten Flehen Armgard's dieser die Rückseite zugekehrte und seinen Gefühlen buchstäblich „freien Lauf ließ“. Der Gesang der „barmherzigen Brüder“ war unter diesen Umständen nur ein Prusten und Geßler starb den heitersten Tod.

Nun zum Schluß noch ein Hunde-Erlebnis auf der Bühne. In dem viel aufgeführten Schauspiel „Alt-Heidelberg“ brachten die Herren Studenten auch häufig ihre Hunde in der Kneipzene mit, ein Darsteller auch trotz Verwarnung einmal an der Leine seinen besonders bissigen Köter. Kaum hatte die Szene begonnen, so richtete sich der Hund empor, knurrte leise und starrte mit funkelndem Blick in den Souffleurkasten. Ein Fußtritt brachte ihn nur scheinbar zur Ruhe. Mit gesträubten Haaren beobachtete der Hund den verdächtigen Mann, der aus der Tiefe aufzusteigen schien, mit drohendem Knurren schlich er näher; plötzlich ein Auf an der Leine, ein mächtiger Satz — der Hund war im Souffleurkasten verschwunden. Mit gellendem Aufschrei hatte der Souffleur die Flucht ergriffen, der Hund unter wildem Bellen ihm nach, und nun begann eine wilde Hetzjagd unter der Bühne, bis der Köter eingefangen, entfernt und die wichtige Person des Souffleurs unter brausendem Gelächter des Publikums wieder auf ihrem Platze inthronisiert war.

Alle diese heiteren Vorkommnisse haben sich nicht etwa an „Schmierereien“, sondern an großen Provinz- und an Hoftheatern ereignet. Auch vor letzteren hat der Kulissenkobold nicht den mindesten Respekt. Alles, was man „Tücke des

Objekts", Widerstand des toten Gegenstandes, "Laune des Zufalls" auf der Bühne nennt, kommt auf sein Sündenregister, und wenn man von einer Aufführung des Shakespeare'schen Schauspiels "Der Sturm" im Münchner Künstlertheater hört, bei dessen Beginn ein wirklicher Gewittersturm draußen in der Natur mit solcher Gewalt losbrach, daß die Vorstellung unterbrochen werden mußte, so möchte man fast glauben, der Kulissenkobold habe sich hier mit den mächtigen Göttern der Elemente verbündet, um der tragischen Muse einen besonders originellen Streich zu spielen.



## Gerechtigkeit.

Von Marie Holzer.

Sie gingen in den leuchtenden Spätnachmittag. Die Sonne stand hoch und wärmte ein paar kurze Viertelstunden so wunderbar, kühlte einen ein wie in eine süße Umarmung. Hell war der Laubwald, das Blätterwerk lag müd am Boden und machte den Weg weich und elastisch. In vollem Glanz standen die Berge, und der See lag still und zeichnete das Rot und Braun der noch belaubten Bäume und das Grün der Kiefern, die dahinter Wache hielten, mit leisem, feinem Griffel in seine stumme Tiefe.

"Heute kam der erste Brief meines Jungen aus dem Schützengraben", sagte die hohe elegante Dame. "Tagsüber und nachts oft steht er auf irgend einem Posten auf Auslug und beobachtet die feindlichen Stellungen. Wohl im Kugelregen zu jeder Stunde, und während wir hier mitten im tiefen Frieden atmen, hat ihn vielleicht eine Kugel getroffen. Wie ein Frösteln ging es durch ihren ganzen Körper trotz der Sonnenwärme.

"Wenn man immer so dächte, würde einem jede Stunde Lebens verbittert. Ich gehe allwöchentlich zweimal in die kleine Kapelle, die dort weitab vom Wege, jenseits des Iseberges liegt, die ist der heiligen Barbara geweiht, der Schutzpatronin der Artillerie, dort bete ich", meinte die alte Dame.

"Und wie ich unlängst ein wenig leidend im Erker meines Zimmers saß", sagte die schöne Frau, "und den Wolken zusah und ihrem wundersamen Spiel, da dachte ich: wenn das Schicksal einen Pakt mit sich schließen ließe, ich wollte mein ganzes ferneres Leben im Schaukelstuhl im Erker sitzen bleiben, gelähmt, wenn nur mein Bub heil wieder heimkommt, er hat noch ein größeres Stück Weges zu wandern. Aber das Schicksal läßt nicht mit sich reden, es ist hart, es ist grausam, oder es lächelt — wenn man nur dieses Lächeln erwerben könnte, erlitten, erschmeicheln!"

"Und geht doch die Mähr durch die Lande, es gebe eine Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ist ein Ideal, das der ruhelos grübelnde, suchende Menschengestalt erdacht, das Menschengüte geboren, das Menscheneinsicht zu formen gesucht, aber die Natur mit ihren wechselnden Tages- und Jahreszeiten, dem tiefen Schatten, dem Sonnengold, das erlischt, der schwarzen Nacht, den grausen Herbststürmen teilt die verdeckten Karten der Geschichte aus, und das Leben sträuft all unsere mühsam erdachten Systeme Lügen. Wir alle drei haben Söhne im Feld, der eine kommt, vielleicht als Ausgezeichnete zurück, der andere nicht mehr, und alle, alle sind sie jung, alle tüchtig, und alle zogen für das gleiche Ziel hinaus."

"Wer formt das Schicksal heut im Sturm, eigener Wille, eigene Kraft, oder der Spieggewisse Zufall?"

"Der eine singt das Lied vom Kameraden, der andere erlebt es. Welch dunkler Schauer lebt in der Sage jenes Griechenkönigs, der seine Tochter opferte für seines Landes Wohlfahrt, für seines Reiches Sieg. Ein Schicksal so tief und bang, daß Dichter es gesungen, daß man es trug durch die Jahrtausende, und jetzt erleben wir es alle gleich tief, gleich schwer und bang."

Die Sonne war hinter jenem Berge untergegangen. Leblos schienen die Felsen jetzt im Dämmerlicht. Die drei

Mütter waren verstummt. Immer weiter breitete der Abend seine dunklen Arme aus und schwieg. Nur das Schicksal webt Masche um Masche, unermüdet bei Tag und Nacht, und sie gingen ihm entgegen, wie alle, alle, in dem Sonnenglanz früher, in der Dunkelheit jetzt, und eine einzige Frage hämmerte ihr Herz, ob es Licht tragen wird in seiner Hand oder den dunklen Kelch des Leids. Ob der Zufall lächeln wird oder weinen.



## Vor dem Weltkrieg.

Von Clementine Krämer.

Fräulein Johanna König aus Köln hatte nur beabsichtigt, zusammen mit ihrem Bruder Ferdinand ein paar kurze Frühlingss Wochen in Paris zu verbringen. Sie blieb aber an dem dunkelblauen Guy Lepelletier hängen. Nun heißt Johanna natürlich Jeanne, Jeanne Lepelletier. Und ihre beiden Kinder sind auf die Namen Guillaume und Lucette getauft. Sie können doch in den Straßen von Paris nicht als "Wilhelm" und "Lifettchen" herumgehen, nicht wahr?

Ihrem Bruder Ferdinand geschah ein Gleiches in jenen kimmernden Maitagen. Und die kleine Zoinette ist ihm auch richtig beimgefolgt nach Köln. Ob sie am Ende nun dort "Antonie" genannt wird? Ach nein, sie wüßte wahrhaftig nicht, wer gemeint wäre, wenn einer "Antonie" rief. Und ihre beiden Knaben? — die hören auf Frédéric und Jean. Nicht etwa "Fris" und "Hans"; dies könnte Madame Zoinette ja kaum aussprechen, besonders das stumme S, nicht wahr?

Ferdinand, der Gatte, ist selbstverständlich einverstanden. N'est-ce pas, Fernand? ...

## Heitere Ecke.

Herr Pantöffle: "Glauben Sie, daß Sie ein gutes Bildnis meiner Frau anfertigen können?" — Maler Kexel: "Mein Freund, ich kann es so lebenswahr machen, daß Sie jedesmal, wenn Sie es sehen, zusammenfahren werden."

"Die Frage ist," sprach der junge Arzt, "wie lange wir ihn werden am Leben erhalten können." — "Und krank," fügte der ältere Arzt verbessernd hinzu.

Rechtsanwalt: "Das Kreuzverhör schien Sie nicht aufzuregen. Haben Sie schon Erfahrung darin?" — Klient: "Ich habe sechs Kinder."

Der Optimist: "Ich höre, Müller heiratet." — Der Pessimist: "Gehsiebt ihm recht. Ich habe den Kerl nie ausstehen können."

Einer von Lord Derby's neuen Rekruten stand Posten, und der Sergeant hatte ihn in die schöne Kunst des Grüßens seiner vorgesehten Offiziere einzuführen. Der Sergeant schritt an ihm vorüber, ging bis zum Kafertenhofstor, kam zurück und erhielt seinen ihm zukommenden Gruß. "Ist der Oberst schon vorübergegangen?" fragte der Sergeant. — "Nein, Herr," antwortete der Posten. Der Sergeant schritt weiter zwischen Schilberhaus und Tor hin und her, erhielt jedesmal vom Posten den richtigen Gruß und erkundigte sich nach dem Oberst. Als er das letzte Mal abwesend war, erschien der Oberst selbst, ein kleiner, unbedeutend aussehender Herr. Er erhielt keinen Gruß und stellte daher den Posten heftig zur Rede, wie er dazu komme, seinen Vorgesehten nicht zu grüßen. "Zum Denter! Ich bin Ihr Oberst," sprach er, "ich bin Ihr Oberst!" — "Deubel nochmal," sagte der Posten. "Dann werden Sie schön was auf den Kopf kriegen, denn der Sergeant hat schon eine halbe Stunde nach Ihnen ausgesehen."

"Was Sie tun müssen, ist, dieses Loch in der Landstraße ausbessern lassen," sprach der Besucher. — "Das zeigt mal wieder," antwortete der Bauer, "wie wenig ihr Reformier von ländlichen Verhältnissen versteht. Ich habe nahezu eine Hypothek mit dem abbezahlt, was ich damit verdient habe, daß ich Automobile aus dem Loch gezogen habe."

Ein Althändler war nicht so sauber, wie er wohl hätte sein sollen. Eines Tages stand er in Hemdsärmeln vor seinem Laden, als ein Herr auf ihn trat und ihn fragte: "Haben Sie reine Hemden in Ihrem Laden?" — "Aber gewiß," antwortete der Kleidermann erfreut, "massenhaft. So rein wie nur was." — "Gut," sagte der Herr und setzte seinen Weg fort, "dann gehen Sie nur rein und ziehen sich eins an."